

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 63 (1954)
Heft: 7

Artikel: Die Welt der Beziehung
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-548378>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE WELT DER BEZIEHUNG

Es war an einem jener samtweichen Sommerabende anfangs September, als wir uns im Heim eines Lieben Freundes hoch überm Langensee zu einer Plauderstunde einfanden. Er führte uns in den Garten, wo auf gastlich gedecktem Tisch eine Kerze brannte. Ihr Licht war so weich wie die Luft und umspielte, wie diese, die im Gespräch sich immer mehr belebenden Gesichter, als ob sie in der Wärme der Verbundenheit aufzublühen begännen. Ruhe und Friede lagen überm Garten und Weinberg. Wie war es gekommen, dass einer plötzlich die Frage der heutigen allgemeinen Beziehungslosigkeit in die Weichheit geworfen hatte wie die elektrische Glühbirne ihr hartes Licht? «Städter leben oft in einer entsetzlichen Beziehungslosigkeit, sagt, wie ist es hier?» Ruhig antwortete der Gastgeber, und nur der Schein der Kerze spielte wieder mit dem Abend: «Hier kennt jeder jeden. Jeder weiss um eines jeden Kampf fürs tägliche Brot. Er versucht, über die Schwächen des Nachbarn wegzusehen und weiss, dass auch ihm manches nachzusehen ist. Er erfährt es bald, wenn bei einem seiner Gemeinde Krankheit oder Not ausgebrochen ist. Jeder vernimmt sehr rasch, dass Marias Aeltester das Bein gebrochen hat, dass der greise Giancarlo wieder mehr von schwerster Atemnot heimgesucht wird, dass Daniello die Lucia mit einem Kinde sitzen gelassen hat und ausgewandert ist. Man nimmt hier Anteil am andern, versucht zu helfen . . . natürlich ist man sich ab und zu auch feind, bitter feind, wie sollte es unter Menschen anders sein, aber . . . gleichgültig ist man sich nie. Wir sind eine Gemeinschaft. Durch unser kleines Dorf pulst lebendigste Beziehung. Die Stadt? Ich habe sie erlebt. Ich weiss, wie einsam der Mensch sich dort fühlen kann.»

«Man geht dort aneinander vorbei», sagte die Frau des Gastgebers. «Als ob die Mitmenschen Schemen wären», ergänzte jener, der das Gespräch begonnen hatte. «Blickt hinunter an die Ufer des Sees! Mir scheint, je länger und breiter der Streifen all der Lichter menschlicher Behausungen und Strassenzüge sei, desto seltener wohne dort echte Beziehung. Die Großstädte? Welche Einsamkeit des Menschen! Welche Beziehungslosigkeit . . .» «und oft auch Lieblosigkeit», sagte eine junge Frau und versuchte, einen Falter von der Flamme der Kerze fernzuhalten.

Beim Heimschreiten unterm unendlichen Sternenmeer klang das Gespräch in uns nach, und wir erinnerten uns der vielen an unsere Redaktion gerichteten Briefe, die von tiefster Einsamkeit erzählen. Immer weiteren Kreisen wird diese Begegnungslosigkeit im modernen Leben schmerzlich offenbar, von der Denker und Dichter schon längst warnend gesprochen hatten.

So schreibt Jean G. Lossier in seiner Studie «Sur l'esprit de service»¹:

«La perte graduelle de valeur que subissent les rapports d'homme à homme, voilà un des problèmes contemporains les plus graves.» — «Il apparaît infiniment difficile aux hommes de notre époque de relier le *moi* au *toi* dans une véritable communauté de *nous*.»

So hat ganz besonders Martin Buber seit vierzig Jahren unablässig darauf hingewiesen, dass die Zukunft des Menschen als Menschen von einer Wiedergeburt des Gesprächs vom Ich zum Du, von der lebendigen Beziehung zwischen den Menschen abhänge. «Während des Ersten Weltkriegs», sagt er 1952 in einer Ansprache² «ist mir offenbar geworden, dass sich ein Prozess vollzieht, den ich bis dahin nur geahnt hatte: die zunehmende Erschwerung des echten Gesprächs, und besonders des echten Gesprächs zwischen Menschen verschiedener Art und Gesinnung. Der unmittelbare, rückhaltlose Dialog wird immer schwerer und seltener; immer unbarmherziger drohen die Abgründe zwischen Mensch und Mensch unüberbrückbar zu werden.»

Schon 1937 hatte er sich mit der gleichen Warnung an die Jugend gewandt²:

«Nicht bloss von der Kollektivität aus droht dem Einzelmenschen eine Entpersönlichung. Auch der nächste Bereich der Person, der Wirklichkeitsgehalt ihrer persönlichen Beziehungen, ist in Frage gestellt. Ich meine das überall in der Lebensgestaltung der Jugend sichtbar werdende Vorurteil gegen die Unmittelbarkeit. Wieder hat es mit einem begründeten Protest angefangen, mit dem gegen die Ueberschätzung der individuellen Gefühlssphäre, gegen die Sentimentalisierung des Lebens in ihren modernen Formen. Mit dieser aber hat man zugleich etwas unendlich Wertvolles aufgegeben, die rückhaltlose persönliche Unmittelbarkeit zwischen Mensch und Mensch, eine Versachlichung ist in den zwischenmenschlichen Raum getreten, die auch zwischen Gleichgesinnten oft ein eigentümliches Misstrauen, ein scheinüberlegenes Abschätzen und Aburteilen, eine Ferne in der Nähe bewirkt. Nur noch selten schliesst sich der eine dem andern auf; man hält sich zurück, man beobachtet, man rechnet, man rechtet. Der andere ist nicht mehr eine persönliche Welt wie ich, die ich von meiner eigenen aus mir gegenwärtige und in der

Vergegenwärtigung bejahe; er ist eine Summe von Eigenschaften, die mir mehr oder weniger verwendbar, ein Bündel von Kräften, die mir mehr oder weniger aktivierbar erscheinen.»

Mit einer «Summe von Eigenschaften», mit einem versachlichten Menschen in lebendige Beziehung zu treten, ist nicht möglich; denn «zwischen Ich und Du steht kein Zweck, keine Gier und keine Vorwegnahme. Alles Mittel ist Hindernis. Nur wo alles Mittel zerfallen ist, geschieht die Begegnung⁵». Deshalb ist für den modernen Menschen die lebendige Gemeinschaft so schwierig geworden, denn «dans l'effort d'objectivation du monde, les êtres eux-mêmes deviennent des objets». (Jean-G. Lossier¹.)

Bis in den innersten Kern der Familien hat die Entfremdung, Entpersönlichung und damit die Beziehungslosigkeit gegriffen. Wohl blieben «die alten organischen Gemeinschaftsformen (Familie usw.) vielfach in ihrem äusseren Bestande gewahrt, aber sie zersetzten sich innerlich, sie wurden immer leerer an Sinn und Seelenmacht»³.

Auch zwischen Lehrer und Schüler, zwischen Arzt oder Krankenschwester und Krankem ist vielfach eine erschreckende Beziehungsferne getreten, die oft von beiden Seiten als tief bedauerlich empfunden wird. Es ist kein Zufall, dass Aerzte immer mehr zur Feder greifen, um vor solcher Entwicklung zu warnen. Unter vielen andern wählen wir einige Worte des bekannten französischen Chirurgen René Leriche⁴:

«Die von einem Wirbelsturm der Entdeckungen mitgerissene Medizin ist wie betäubt. Sie ist trunken von Analysen und neuen Errungenschaften; nun sehnt sie sich nach einem Augenblick der Synthese... Ohne es sich einzugestehen, hat sie Angst. Sie fühlt, dass die Vervielfältigung der Techniken, das Zerbröckeln ihrer ältesten Traditionen sie einer Gefahr aussetzt, die sie vielleicht nicht meistern kann. Es ist die Gefahr, über dem Studium seiner Physiologie den Menschen zu vergessen, der doch ihr Objekt ist; den Menschen als ein Ganzes, das Wesen aus Fleisch und Blut und das fühlende Wesen. Und instinktiv fragt sie sich, ob es nicht nötig ist, der Beobachtung des Menschen durch den Menschen wieder den ersten Platz einzuräumen, um nicht zu erleben, dass der alte hippokratische Geist durch die Diktatur der Instrumente, der Apparate zusammenbricht.»

Das Leben einer Gemeinschaft kann nur dann gedeihen, wenn es sich überall, also zwischen je einem und je einem Gliede der Schar, ungehemmt entfalten darf. Wenn vollends auch das innerste Gut, die persönliche Liebe selbst, in die Versachlichung, in den Betrieb, in die Es-Welt, wie sie Martin Buber nennt, gezogen und ihnen unterworfen wird, muss auch das Innerste absterben.

Ist denn die Es-Welt von Uebel? Sie ist nur dann von Uebel, wenn sie sich anmasst, das Seiende zu sein. «Wenn der Mensch sie walten lässt, überwuchert ihn die unablässig wachsende Es-Welt, entwirklicht sich ihm das eigene Ich, bis der Alp über ihm und das Gespenst in ihm einander das Geständnis ihrer Unerlöstheit zuraunen.»⁵

Denn «das abgetrennte Es der Einrichtungen ist ein Golem und das abgetrennte Ich der Gefühle ein umherflatternder Seelenvogel. Beide kennen den Menschen nicht: jene



Zeichnungen von Jacques Schedler, Zürich.



nur das Exemplar, diese nur den ‚Gegenstand‘, keins die Person, keins die Gemeinschaft. Beide haben keinen Zugang zum wirklichen Leben. Einrichtungen ergeben kein öffentliches und Gefühle kein persönliches Leben.

Wahres öffentliches und wahres persönliches Leben sind zwei Gestalten der Verbundenheit. Auf dass sie werden und bestehen, tun Gefühle not, der wechselnde Gehalt, tun Einrichtungen not, die stetige Form, aber auch beide zusammengetan schaffen das menschliche Leben noch nicht, sondern das Dritte schafft es, die zentrale Gegenwart des Du, vielmehr, dass ichs wahrer sage, das in der Gegenwart empfangene zentrale Du.»⁵

Dann müsste der Mensch das Rad der Zeit zurückdrehen, auf die ganze Welt der Ursächlichkeit, der Sachlichkeit, der Wissenschaft, auf die ganze riesige Es-Welt verzichten?

Nein! «Das uneingeschränkte Walten der Ursächlichkeit in der Es-Welt, für das wissenschaftliche Ordnen der Natur von grundlegender Wichtigkeit, bedrückt den Menschen nicht, der auf die Es-Welt nicht eingeschränkt ist, sondern ihr immer wieder in die Welt der Beziehung entschreiten kann. Hier stehen Ich und Du einander frei gegenüber, in einer Wechselwirkung, die in keine Ursächlichkeit einbezogen und von keiner tingiert ist; hier verbürgt sich dem Menschen die Freiheit⁵».

Und Lossier¹:

«Il y a une connaissance, celle d'autrui, qui ne peut s'acquérir que par témoignage authentiquement vécu, par don de soi, par engagement personnel dans le drame et la joie de nos semblables. C'est dans notre dialogue avec autrui que nous prenons pleine conscience de nous-mêmes; notre être s'agrandit à partir de cette confrontation.»

Schlechte Erfahrungen mit Menschen, der bei manchen oft so notwendige unverbindliche und ungestörte Umgang mit Büchern, wissenschaftlichen Problemen, die Furcht vor Pflichten und anderes mehr führen den modernen Menschen oft in eine selbstgewählte Einsamkeit ohne lebendige Beziehung, in der sie früher oder später unfehlbar zur Dürre verbannt sind, in der sie früher oder später, völlig leer, vor dem eigenen Nichts stehen. Auch Martin Buber kennt alle diese Gründe, schlechte Erfahrungen mit Menschen wurden ihm übergenug zuteil, er liebt die Bücher und das stille, abgesonderte Studium und doch stellt er bedauernd fest:

«Wohl bin ich dem Leben mit der Welt nicht so gewachsen, wie ich es möchte; ich versage immer wieder im Umgang mit ihr, ich bleibe ihr immer wieder von dem schuldig, was sie von mir erwartet, und zwar zum Teil deshalb, weil ich dem Geist so verhaftet bin.»

Er weiss aber wie kein anderer, dass beide, Geist und Welt, «Gaben zu verteilen haben. Er spendet mir sein Manna, die Bücher; sie hat ein Braunbrot für mich bereit, an dessen Rinde ich mir die Zähne ausbeisse und dessen ich nie satt werde, die Menschen²».

Wohl schliesst er zuweilen die Tür zu seiner Stube, das ist ihm Notwendigkeit, und ergibt sich einem Buch, «aber nur, weil ich die Tür wieder öffnen kann und ein Mensch blickt zu mir auf». Denn gewaltiger, heiliger als alle Schrift ist die Gegenwart eines Menschen, der nicht anders als unmittelbar da ist. Die schlechten Erfahrungen mit den Menschen haben «mein Lebensmark genährt, wie es das edelste Buch nicht vermöchte, und die guten haben mir die Erde zum Garten gemacht.»²

Alle sind sich einig, dass nur die Welt der Beziehung, die Ich-Du-Welt, das grosse wirkliche Leben bedeute. Obwohl auch die Es-Welt zum Menschen gehört, ist es doch die Welt der Beziehung, aus der der Mensch die lebendige Kraft schöpft. Dabei kann die Ich-Du-Welt, die Welt der Beziehung, drei Sphären umschliessen: das Leben mit der Natur; das Leben mit dem Menschen; das Leben mit den geistigen Wesenheiten. Wenn Es-Welt und Ich-Du-Welt ausgeglichen sind, lebt der Mensch harmonisch in der Gesellschaft. In kranken Zeiten aber geschieht es «dass die Es-Welt nicht mehr von den Zuflüssen der Du-Welt als von lebendigen Strömen durchzogen und befruchtet wird, sondern, abgetrennt und stockend, ein riesenhaftes Sumpfphantom, den Menschen übermächtigen. Indem er sich mit einer Welt von Gegenständen, die ihm nicht mehr zu Gegenwart werden, abfindet, erliegt er ihr. Da steigert sich die geläufige Ursächlichkeit zum bedrückenden, erdrückenden Verhängnis»⁵.

Dann hat die kleine, Martin Buber nennt sie die gemeine Wirklichkeit, über die *grosse* Wirklichkeit gesiegt. Allerdings ist «Wirklichkeit keine feststehende Verfassung, sondern eine steigerungsfähige Grösse. Ihr Grad ist funktionell abhängig von der Intensität unseres Erlebens. Es gibt eine gemeine Wirklichkeit, die hinreicht, damit die Dinge verglichen und eingereiht werden. Aber ein anderes ist die *grosse Wirklichkeit*. Und wie könnte ich sie meiner Welt geben, als indem ich das Geschehene mit aller Kraft meines Lebens sehe, das Gehörte mit aller Kraft meines Lebens höre, das Getastete mit aller Kraft meines Lebens taste? Als indem ich mich über das erlebte Ding neige mit Inbrunst und Gewalt und die Schale der Passivität mit meinem Feuer schmelze, bis mir das Gegenüberstehende, das Gestalthafte, das Schenkende des Dinges entgegenspringt und mich umfängt, dass ich darin die Welt erkenne? Wirkliche Welt — das ist offenbare, erkannte Welt. Und die Welt kann nicht anderswo erkannt werden als in den Dingen und nicht anders als mit dem tätigen Sinngeist des Liebenden.»

Und damit gelangen wir zum Kernpunkt. Nur wer das Du liebt, kann wahrhaftig in die Ich-Du-Beziehung treten. Denn «die Liebe zum Menschen, zum Mitmenschen ist ein welthaftes Wirken. Wer in ihr steht, in ihr schaut, dem lösen sich Menschen in ihrer Verflochtenheit ins Getriebe; Gute und Böse, Kluge und Törichte, Schöne und Hässliche, einer um den andern wird ihm wirklich und zum Du, das ist losgemacht, herausgetreten, einzig und gegenüber wesend; Ausschliesslichkeit erstet wunderbar Mal um Mal — und so kann es wirken, kann helfen, heilen, erziehen, erheben, erlösen. Liebe ist Verantwortung eines Ich für ein Du: hierin besteht, die in keinerlei Gefühl bestehen kann, die Gleichheit aller Liebenden, vom kleinsten bis zum grössten und von dem selig Geborgenen, dem sein Leben in dem Eines geliebten Menschen beschlossen ist, zu dem lebelang ans Kreuz der Welt Geschlagenen, der das Ungeheure vermag und wagt: *die Menschen zu lieben*»².

Die Redaktion.

¹ Jean G. Lossier. Sur l'esprit de service. Revue Internationale de la Croix-Rouge. Juillet 1954.

² Martin Buber. Hinweise. Gesammelte Essays. Manesse Verlag, Zürich. Kapitel: Hoffnung für diese Stunde. Vorurteile der Jugend. Leistung und Dasein.

³ Martin Buber. Das Problem des Menschen. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg.

⁴ René Leriche. Philosophie der Chirurgie. Rascher Verlag, Zürich.

⁵ Martin Buber. Ich und Du. Schocken Verlag, Berlin.

INTENSITÄT DES ERLEBENS

VON FELIX STÖSSINGER

Am 31. August ist in Zürich der Schriftsteller Felix Stössinger gestorben. Wir hatten Gelegenheit, diesen hochgebildeten, kultivierten Mann im Jahre 1942 als Insasse eines Flüchtlingslagers in Oberhelfenschwil kennen und schätzen zu lernen. Von der Intensität seines Erlebens selbst der sonst eintönigen Lagerjahre zeugt die folgende kleine, aus seiner Feder stammende Tagebuchnotiz.

Die Redaktion.

Ich bin Strassenkehrer in Oberhelfenschwil geworden und leiste diese Arbeit mit dem Bewusstsein, dass ich als einer der gebildetsten Strassenkehrer der Schweiz zu besonderer Reinlichkeit verpflichtet bin. Ich kann nicht leugnen, dass mich diese Designation durch den Lagerleiter zuerst verstimmt hat. Ich fragte ihn, ob meine geistige Arbeit

mit Null bewertet werde, deren Früchte dem Lager in vielen Vorträgen und Ansprachen zugute gekommen sind. Er erwiderte, ich müsse irgend eine praktische Arbeit leisten, die dem Lager sofort nütze. Wir einigten uns darauf, dass ich täglich eine Stunde Dienst habe. Bisher ist dieser Stundenplan niemals eingehalten worden, weil es mir peinlich